

Plauder-Strübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

1917. * Nr. 5.

Heimgesunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Waldemar wurde zornig, weil er hierin die Wirkung der Stachelreden von Frau de Mezannes erkannte. „Marga, ich bitte dich, stets dessen eingedenk zu sein, daß ich dir mein Wort gegeben habe; als Mann von Ehre und daß meine Liebe dir allein gehört. Du hast kein Recht, leichtfertig darüber zu sprechen. Ich werde es wenigstens nie dulden, daß man das Teuerste und Heiligste, was ich geben kann, meine Liebe, in Zweifel stellt.“

Das junge Mädchen, welches einsah, daß es doch zu weit gegangen war, folgte einem raschen Impuls und schlang den Arm um den Nacken des Zornstüchtigen.

Eine leichte Freude über das Gehörte konnte sie nicht unterdrücken. Er gehörte also doch noch ihr — ganz und gar.

„Vergib! Du weißt, daß ich es gar nicht so meine. Wenn du mir deine Liebe entziehst, muß ich doch unglücklich werden.“

Er küßte sie. „Mein Lieb, Sorge dafür, daß sich nie fremde Einflüsse zwischen diese Liebe drängen und glaube mir, daß ich nur dein Bestes im Auge habe.“

„Sei nicht gleich so böse und laß mir das Recht, eine Persönlichkeit zu sein. Zum bloßen Sichanschmiegen hab' ich einmal kein Talent. Ich möchte selbstsicher und frei im Leben dastehen.“

„Kind, das verstehst du nicht ganz. Ferne sei es von mir, dich irgendwie beengen zu wollen, aber schrankenlos dürfen wir nicht dahinleben. Wir müssen uns selbst bezwingen und im gegebenen Rahmen etwas Großes zu leisten versuchen, so allein werden wir nicht nur Erfolge, sondern auch innere Befriedigung davontreiben.“

Marga verstand ihn nicht ganz. Ihre Gedanken weilten beim Ziel ihrer Wünsche, — einmal die Freiheit recht zu genießen. Das hatte sich förmlich in ihr ganzes Sein und Denken hinein geböhrt und sie beschloß, jeden Versuch zu wagen, um dahin zu gelangen.

Da kam ihr die Erganzung des Weibes zu Hilfe, sie wollte durch inniges Bitten und liebevolles Flehen ihren Verlobten erweichen und ihm die Einwilligung abzuschmeicheln suchen. Sie richtete ihr Benehmen dementsprechend ein.

Waldemar freute sich innerlich darüber, weil er ihre Weichheit und Hingabe auf Rechnung der Erkenntnis von der Wahrheit seiner Einwürfe herleitete.

Marga ward es leicht, ihm so zu begegnen, weil ihre Liebe zu ihm in der Tat nicht gering war.

Im stillen aber arbeitete Heloise weiter an ihrem Plane und unterminierte das Glück der Liebenden, indem sie Marga darin bestärkte, eine Zeit bei ihr zu verbringen und ihren Verlobten durch Liebe und Schmeichelworte gefügig zu machen.

Doch beide ahnten nicht, daß Waldemars Liebe und Mannestum ganz unbeflecklich waren. So mußte es denn eines Tages zur Katastrophe kommen.

4.
 Die Bräute bricht.

„Du kennst den Schmerz der Trennung gleich mir, Geliebte! Wie ich fühlst du das schmerzhafteste Sehnen im Herzen. Das wäre ja zu ertragen, wenn nicht die Zeit wie ein erbarmungsloses Schicksal unsere Liebe in ihrem furchtbaren Banne hielt. Sieh, einzig Geliebte,



Auf Schneeschuhpatrouille im Hochwald.

te, daß ich darunter leide, drückt mich nicht so tief darnieder, als die Erkenntnis, daß du in gleichem Maße duldest und kämpfen mußt. Das frisst an mir wie ein krankhaftes Abel. Und nun der trostlose Gedanke, daß dieser Zustand noch Jahre währen kann, ist mir unerträglich. Sollte ich doch noch meinen Beruf aufgeben

und umfassen? Manchmal erscheint es mir als letztes Glück. Wenn ich auch in einem andern Beruf die Befriedigung nicht finde, so wird doch die Vereinigung mit dir mir alles Aufgegebene hundertfältig ersetzen. Teile mir bitte deine Meinung aufrichtig mit. Es schmerzt mich, daß du deine Jugend in solch ertötendem Warten auf ein winziges Glück vertrauern sollst. Ich komme mir so schuldbehaftet vor. Nichte mich durch einige Worte auf, meine Liebste und laß uns, wenn du mit mir einverstanden bist, dem fargen Glück mit vollen Segeln zusteuern. Es wartet mit langem Seufzen und in alter Liebe
Dein getreuer Jesko."

Helma saß unter der Lindenlaube, wo es so dämmrig war und die heiße Luft draußen keinen Zutritt hatte.

Sie hatte sich mit dem Briefe hergestülcht in diese Einsamkeit. Mutter schlief. Sie durfte keine Spur der Tränen sehen, die sie um ihrer Liebe halber weinen mußte.

Helma spürte das Ringen des jungen Offiziers mit seiner Sehnsucht und seinem Hoffen nach Vereinigung mit ihr.

Auch ihr Herz quälte sich in bitterem, tiefem Weh.

Nirgends Rat — nirgends Hilfe!

Da erklang ein fester Tritt auf dem Kieswege draußen. Mit schreckhafter Verwirrung sprang Helma empor und schob den Brief in die Falten ihrer Bluse.

Rasch fuhr sie mit dem Taschentuch über die Augen.

Graf Waldemar stand, selbst überrascht, vor der Erschrockenen. Er trug einige Bücher auf dem Arm. Es waren Werke, deren Studium ihm als nützlich empfohlen waren.

"Verzeigung, liebe Helma. Ich wollte nicht stören und werde mich sofort zurückziehen. Meine gelehrten Schmöker kann ich auch irgendwo anders lesen."

Ihre Erregung und die Tränenspurten entgingen ihm nicht.

"Ich bitte dies nicht zu tun, Waldemar! Es würde mich betrüben, wenn ich Sie hier vertrieben hätte. In kurzer Zeit muß ich doch Mutter aufsuchen."

Gut, so will ich denn bleiben."

Ruhig legte er seine Bücher hin. Scheu wollte Helma an ihm vorübergehen, als er sie an der Hand festhielt.

"Verzeihen Sie einen Augenblick, Helma. Wider meinen Willen muß ich sehen, daß Sie Kummer haben. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, glaube aber als nächster Anverwandter einigen Anspruch darauf zu haben. Wie gern möchte ich helfen. Wenn Sie es über sich gewinnen können, so vertrauen Sie sich mir an."

Helmas Gemüt war weich und so kam es, daß Waldemar in die Geschichte ihrer Liebe eingeweiht wurde. Stumm hörte er zu.

"Das alte Lied!" murmelte er, als sie geendet.

"Es ist schwer für den Fernstehenden, da richtig zu raten. Ich verstehe den ganzen Kummer Ihres Verlobten. Woran er und Sie jetzt am meisten leiden, das ist nicht die lange Wartezeit auf endgültige Vereinigung allein, das ist die Schwierigkeit, welche sich einem Wiedersehen jetzt durch Ihr Hiersein entgegenstellt. Dem ist aber abzuhelfen. Überhaupt will es mir als ein Fehler erscheinen, daß Sie die Verlobung geheim hielten."

"Wir wollten die Eltern nicht an dem Kummer des Wartens teilnehmen lassen. Dann sagte Jesko, daß er mir nicht den Weg zu einem andern Glück versperren könne, indem er mich vor der Öffentlichkeit an sich fette."

"Das ist töricht und mag einem überfeinen Ehrgefühl entspringen. Die Liebe soll auch einen gesunden Egoismus zeigen und um jeden Preis für gänzliche Vereinigung eintreten. Damit hätten Sie auch beide viel Leid erspart. Schreiben Sie ihm, daß Sie sich öffentlich verloben möchten. Er wird ein gern gesehener Gast auf Hohen-Arnstein sein, wenn er kommt, um seine Braut zu besuchen. Das wird Ihnen wie ihm die öde Wartezeit kürzen und ein öfteres Wiedersehen auch neue Kraft zum Ertragen verleihen."

Helma, die oft schon ähnliche Gedanken gehegt hatte, fand nun den Mut, dieselben zu vertreten und versprach ihrem Berater, sofort in diesem Sinne an ihren Verlobten zu schreiben.

Waldemar legte ihr noch einmal eingehend klar, wie gut sie daran täte und vor allem sollte sie dem braven Jesko den Gedanken an einen Berufswechsel ausreden, weil er dann sich erst eine feste Stellung schaffen müsse, was ebenfalls Jahre in Anspruch nähme.

Das junge Mädchen fühlte sich ganz getröstet, nachdem es eine Seele mit dem Kummer vertraut gemacht hatte, der nun schon seit anderthalb Jahren auf ihm lastete.

Sie reichte dem Grafen die Hand. "Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Ratschläge. Ich bin so froh, endlich mit jemand über unsere Lage sprechen zu können."

In diesem Augenblick ertönten leichte Schritte und das Rauschen eines Gewandes. — Überrascht sahen die beiden auf.

Marga, erhitzt vom raschen Ritt, stand am Eingang der Laube.

Ein häßliches Gefühl griff ihr ans Herz, als sie die zwei so vertraut Hand in Hand stehen sah. Sollte die weltkluge Heloise mit ihrem Verdacht dennoch recht gehabt haben?

Sekundenlang konnte sich Marga dieser Gedanken nicht erwehren. Als sie aber das Leuchten in Waldemars Augen sah und seine ehrliche Freude wahrte, als er nun seine Hand aus der Helmas befreite und auf sie selbst zuwies, da wich dies Kalte, Schmerzende von ihr und sie schmiegte sich eng an ihn.

Lächelnd stand Helma daneben. Doch sobald der Weg frei war, eilte sie davon.

Das machte Marga wieder stuhig. Einmal hatten die Zweifel sich an ihrem Herzen festgehaft und sie ließen so rasch nicht los.

"Was ist mit Helma nur, sie sah so sonderbar erregt aus?"

"Du hast recht, es ist ihr etwas Aufregendes begegnet. Leider kann ich dir zur Zeit keine Mitteilung davon machen, mein Lieb, da es nicht allein mein Geheimnis ist. Doch lassen wir diese Dinge und wenden wir uns lieber unserem Glück zu. Wie hast du mich durch deinen lieben Besuch überrascht und höchlichst erfreut. Komm, ruhe dich aus. Nun fliegen die gelehrten Schartelen in die Winkel, nicht wahr, Schatz!"

Er zog sie an sich und sah ihr in das Gesicht. Unter den warmen, reinen Blicken wichen die düsternen Nebel, welche erdrückend über dem Glück der Liebenden schwebten und das Mißtrauen froh in einen dunklen Winkel zurück, um zu gelegenerer Stunde wieder zu erscheinen.

Diese kleine Szene, so harmlos sie war, übte doch einen stillen, aber nachhaltigen Einfluß auf Margas Denken aus. Immer wieder tauchte der Anblick vor ihrem geistigen Auge auf und sie konnte sich den ablenkenden Einwirkungen desselben in Verbindung mit Heloisens Heterieen nicht ganz entziehen.

Waldemar merkte von all dem nichts! Er freute sich seines Glückes und arbeitete mit frohlichem Eifer.

Seit Frau de Meziennes Seeburg verlassen, war ein äußerlicher Friede eingelehrt. Der Graf, sowohl wie die Tante Dorette glaubten nun, daß kein Hindernis mehr denselben stören würde. Nach ihrer Meinung war Marga doch zu der Überzeugung gelangt, daß ihre Ideen von einer freien, selbständigen Lebensführung nicht durchführbar und absurd seien.

Darin lag indes eine große Täuschung. Marga hing mehr als je an dieser Angelegenheit, wenn sie auch, auf den Rat der erfahrenen Freundin kein Wort mehr darüber verlor, bis es an der Zeit war. Und diese Zeit kam.

An einem wunderschönen Spätherbsttage kam von Seeburg her ein Reitknecht in vollster Gangart nach Hohen-Arnstein gebracht und überbrachte dem Grafen Waldemar ein kurzes Schreiben der Baronin, worin sie ihn aufforderte, sofort nach Seeburg zu eilen, weil wichtige Dinge der Entscheidung harren.

Vergeblich mühte sich Waldemar ab, die Ursache dieser plötzlichen Berufung herauszufinden.

Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß es mit Marga zusammenhänge, aber er wies dies von sich. Noch einige Monate und die Zeit, welche er sich selbst gesetzt, war vorüber. — Marga wurde dann sein geliebtes Weib und alle, alle Not fand ein Ende.

Er schonte den Gaul nicht und ritt nach einer halben Stunde auf schäumendem Tiere in den Schloßhof von Seeburg.

Ein Diener stand schon bereit und führte ihn in den kleinen Salon der Baronin. Diese selbst saß mit allen äußeren Anzeichen einer großen Erregung auf dem Divan.

Marga stand an ein Schränkchen gelehnt. Sie war blaß und in zorniger Hast knitterte sie ihr feines Spitzentuch zwischen den Händen. In ihrem Gesicht zuckte es von heftiger Gemütsbewegung. Erschrocken sah der junge Graf auf die beiden Damen.

Was mochte nur geschehen sein?

Gezankt konnten sie sich doch nicht haben?

Marga tat einen Schritt auf ihren Verlobten zu und bot ihm die Wange zum Kusse, ihn stumm begrüßend.

Darauf küßte Waldemar der Baronin die Hand. Ihm entging nicht, daß dieselbe zitterte.

"Verzeihen Sie mir, lieber Freund, daß ich Sie durch mein Schreiben herbeordert habe."

"Aber bitte, Baronin, ich stehe selbstverständlich alle Zeit zu Ihrer Verfügung. Wollen Sie mir nun bitte in aller Ruhe mitteilen, was Sie beunruhigt, so will ich versuchen, Ihnen zu helfen, soweit es in meinen schwachen Kräften steht."

"Ach, es ist ja etwas, das Sie selbst am härtesten treffen wird — ich weiß es!"

In diesem Augenblick trat Marga heran.

"Laß mich bitte erzählen, Tante Dorette. Waldemar soll und muß es aus meinem Munde hören."

Überrascht und erschreckt blickte der Graf ihr in die unruhigen Augen. "Was hast du mir zu sagen, Marga?"

"Ein Grund zu solch einer maßlosen Aufregung, wie sie Tante zeigt, liegt wirklich nicht vor. Ich beabsichtige, eine längere Zeit abwesend zu sein und meinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen,

wohin mich meine Freundin Deloise de Rezannes eingeladen hat. Nun hat ich Tanten um ihre Begleitung. Aber statt es mit einer einfachen Ablehnung meines Vorschlages genügen zu lassen, ist sie aufgeregt und tut, als ob ich ein Unrecht begehen würde. Ich gedachte ihr noch eine Freude zu bereiten, indem ich Sie an den Genüssen, welche ein Aufenthalt in der Reichstadt doch nach allen Seiten hin bietet, teilnehmen lassen will. Statt erfreut zu sein, macht sie eine Szene.

Waldemar suchte den gerechten Zorn zu unterdrücken, der in ihm aufwallte, als der Name der Frau de Rezannes fiel. Also hatte diese Schlange sich wieder in das Paradies eingeschlichen.

„Beste Marga, — du tust deiner lieben Tante entschieden unrecht. Wenn sie sich aufregt, so geschieht es nur aus Sorge um dein Wohlergehen und deine Zukunft, eine durchaus dankenswerte Absicht, die du nicht verkennen solltest.“

„Es ist wirklich kostbar, nun verfällst du aber in einen recht schulmeisterlichen Ton, der dir wahrlich nicht ansteht.“

„Daher handelt es sich jetzt nicht. Ich denke, ich habe doch auch ein Recht darauf, deine Absichten für die Zukunft zu erfahren.“

„Mein Gott, wie inquisitorisch! Zukunft, — was hat mein Aufenthalt in Berlin mit der Zukunft zu schaffen.“

„Doch wohl, Teuerste! Denn du würdest diese Reise gegen meinen Wunsch und Willen unternehmen.“

Marga fuhr heftig auf.

„Waldemar, das kann dein Ernst nicht sein.“

„Doch, es ist mir bitter ernst mit meiner Weigerung. Ich kann meiner Braut keine Gemeinschaft mit einer Madame de Rezannes zugestehen.“

„Meine Freundin scheidet hier vollständig aus. Es ist mein Wunsch und Wille, einmal aus eigener Anschauung das Leben der großen Welt kennen zu lernen. Nicht aus müßiger Neugier, sondern um von ihm zu lernen, — den Menschen menschlich näher zu kommen. Was weiß ich vom Leben? Nichts — rein nichts.“

Hier wurde sie von der Tante unterbrochen.

„Das ist offener Hohn, denn du weißt vom Leben nur Gutes. Nichts als Liebe und Wohlsein hat dich umgeben.“

„Aber das allein macht das Leben nicht aus. Ich will auch das andere wenigstens sehen. Einmal will ich hinaus aus diesem äppigen, goldenen Käfig. Laßt mich, ich flehe euch an, hindert mich nicht. Ich muß diesem meinem Drang folgen, koste es, was es wolle. Warum seid ihr so dagegen? Was kann mir passieren? Wäre ich ein armes Mädchen, — so wäre ich gezwungen, hinauszu-gehen in die Welt und unter Menschen, um mir mein täglich Brot zu verdienen, ist denn das eine Schande. Und wenn nicht, so muß es auch mir gestattet sein.“

„Eine Schande ist es nicht, wenn ein Mädchen auf sich allein angewiesen ist, unter fremden Leuten sein täglich Brot zu erwerben. Aber auch nicht erfreulich, wenn ein Mädchen sich unter die Menschen mengt, bloß um einer Laune, einem freizeitlichen Gelüste zu folgen, oder einem neugierigen Interesse halber.“

Waldemar hatte mit gewichtigem Ernst gesprochen. Leidenschaftlich antwortete Marga.

„Das ist es, was mich immer wieder empört, daß ihr meine ehelichen Bestrebungen, die meinem innersten Drang nach geistiger Betätigung und Wissensdurst entspringen, nicht ernst nehmt, sondern wie eine Marotte, eine Baffischlaune behandelt. Habe ich denn nicht das Recht, Mensch und Persönlichkeit sein zu wollen? Waldemar, ich bitte dich, nein, ich flehe dich an, laß mir meinen Willen und zürne mir nicht, du ahnst kaum, wieviel mir an der Erfüllung meiner Wünsche gelegen ist.“

„Dennoch ist es meine Pflicht, dich zu warnen, dir meine Zustimmung zu dieser Übersiedlung nach Berlin zu versagen. Sind wir erst verheiratet, so werde ich selbst dich in jenen Kreisen einführen, dann stehe ich zum Schutze an deiner Seite, um jede Gefahr von dir abzuwenden.“

„Was sollten mir denn für Gefahren drohen? Besitze ich nicht sittliche Kraft genug, um mir selbst Schutz zu sein? Euer Mangel an Vertrauen ist kränkend für mich.“

„Du sprichst und urtheilst von einer Sache, die du nicht kennst. Daher solltest du dich unserem Urtheil anschließen. Nicht meinetwillen, sondern um dich vor Bitterkeiten zu bewahren, gestatte ich dir nicht, während deiner Brautzeit dich dort unter fremden Menschen aufzuhalten. Nicht Mangel an Vertrauen, sondern Sorge ist es, die mich so und nicht anders handeln läßt.“

„Diese Sorge gibt sich aber nur durch Unterdrückung meines Eigenwillens kund!“

„Das ist ein schlimmes Wort, ich bitte dich, es zurückzunehmen.“

Die Baronin schrie leise auf, als sie die beiden Personen so heftig aneinandergeraten sah.

„Hört auf, Kinder, der Zorn reißt eure Häuser ein. Nehmt doch Vernunft an. O, dieses unglückliche Mädchen, sich so dem Einfluß einer Abenteuerin zu unterwerfen.“

„Deloise ist meine Freundin, ich gebe dir das zu bedenken, Tante.“

„Ich schließe mich dem Urtheile der Baronin an. Nur dem verderblichen Einfluß dieser sogenannten Freundin verdanken wir diese Szene.“

„Du beleidigst mich, indem du sie kränkst.“

„Die Wahrheit darf man nicht verbergen. Nie und nimmer gestatte ich dir, mit dieser Frau dein Leben zu teilen.“

„Ah — — du gestattest es nicht, — — gut — ich lasse mir mein freies Selbstbestimmungsrecht nicht verkümmern, wo ich kein Unrecht zu scheuen habe. Ich werde zu Deloise auf einige Zeit nach Berlin gehen, mit oder ohne Tante Dorette, das ist mein fester Entschluß.“

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm. Leidenschaftlicher Troß loderte aus ihren Augen. Sie war schön — — wunderschön in dieser fliegenden Erregtheit.

Graf Waldemar sah mit männlichem Schmerz, daß diese schöne Wesen ihm entglitt, innerlich sich entfremdete. Und doch liebte sie ihn, — — er wußte es.

Aber das andere war zur Zeit stärker in ihr.

Langsam richtete er sich aus seiner lehnennden Haltung, die er bisher eingenommen, empor.

„Du hast entschieden, hast gewählt zwischen ihr und mir. Dein Weg führt zu ihr. Damit du ihn gänzlich frei wandeln mögest, gebe ich dir hiermit Wort und Ring zurück. Meine Liebe muß dir bleiben, aber sie soll dich nie wieder belästigen.“

Die Tante sprang auf und hielt seinen Arm.

„Waldemar, Sie stehen im Begriff, die größte Unbesonnenheit zu begehen, rauben Sie der dort nicht jegliche Stütze.“

„Beruhigen Sie sich bitte, Teuerste! Ich weiß, was ich tue. Den Weg soll sie frei wandeln.“

Er hatte den Ring auf den Tisch gelegt.

Marga erwachte aus einer Art Starre. Das hatte sie nicht erwartet. Wie ein Kind hatte sie troßen und schmollen gewollt — — am Schlusse würde man sie, wenn auch ungern, ziehen lassen. Und nun kam es so, — — das Ende!

Da wurden alle jene bösen Gedanken frei in ihr. Ah — kam ihm dieser Ausgang nicht vielleicht ganz gelegen? War sein Herz nicht doch vielleicht auf Abwegen und begrüßte er diese Wendung nicht etwa froh, wenngleich er des äußeren Scheins halber sich noch anders gebärdete. — Sie war unbesonnen, in Zorn und Troß verstrickt, daß sie dem Worte verließ.

„Deine Liebe —? Wäre die stark, würde sie mir auch vertrauen, und ob sie mir in der letzten Zeit ungeteilt angehört hat, — darüber konnte ich gewisse Zweifel nicht loswerden, nachdem ich dich mit Helma in jener stillen Laube überraschte.“

„Marga!“ — Ein weher Ausruf des tiefsten Schmerzes!

Der Graf trat einen Schritt zurück.

Die Baronin legte ihren Arm um seine Gestalt, denn es sah aus, als ob er wankte.

Marga sah nicht die fahle Bläße seines Gesichts, nicht sein Zittern. Der bange Ausruf ihres Namens, der verriet, was im Innern dieses Mannes vorging, erschütterte sie.

In diesem Augenblick hatte sie den Wunsch, daß sie nie diese ungeliebte Angelegenheit erwähnt haben möchte.

Was würde er tun?

Langsam kamen die Worte von seinen Lippen.

„Du tust mir unrecht. Dennoch würde ich mich nicht verteidigen, wenn deine Worte nicht zugleich eine schwere Anklage wider eine andere Person bedeuteten. Als du uns damals in der Laube trafst, hatte Helma mir bekannt, daß sie mit einem Offizier ein heimliches Verlöbniß eingegangen war. Bald wird die Verlobung veröffentlicht werden. Ich mußte dir dies mitteilen, Helma wird mir darob nicht zürnen. Ich selbst bedarf keiner Verteidigung noch einer Richtigstellung. Was du mir heute getan hast, kann ich vielleicht nie verwinden. Ich gab dir die Freiheit wieder, aber ich bleibe meinem Worte treu, so lange ein Atemzug in mir ist. Die Liebe ist mein Leben, so lange ich lebe, werde ich dich lieben, nie aber einer andern angehören. Gott nehme dich in seinen Schutz, — ich hätte dich so gern behütet, nun kann ich es nicht mehr. Lebe wohl!“

Noch einen tiefen Blick warf er auf sie, dann wandte er sich trotz der heftigen Proteste von seiten der Baronin dem Ausgang zu. Mit geisterhaft großen Augen sah ihm Marga nach.

Es schien, als ob sie sich der Tragweite dieses Augenblicks gar nicht bewußt sei.

„Waldemar!“

Hallend kam der Name von ihren Lippen. Hatte der Ton das Ohr des Erzürnten nicht erreicht? Warum stötte sein Fuß nicht?

Er ging, — die Tür klappte leise ein und Marga war allein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leibrente.

Von Albrecht Hirsch.

1.

(Nachdruck verboten.)

Eduard Leberfrost hatte zum Erben ein ausgesprochenes Anti-Talent. Tante Camilla, mit dem sorgfältig gepflegten Seelenschmerz und der zarten, gebrechlichen Hülle, die sich trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre noch niemals richtig sattgeessen hatte, und von der boshafte Spötter darum behaupteten, sie sähe schon so aus, als ob sie nur einen Darm besäße, Tante Camilla Thé war im Begriff, ihr nicht unbeträchtlich monetarisches Teil einer Leibrentenbank zu übermitteln. Da Tante Camilla, das einzige für etwa trauernde Hinterbliebene erblich belastete Familienmitglied, bereits den Vertreter der „Lebenslust“ (dies war der Name des kapitalfressenden Leibrenteninstitutes) empfangen und dessen verbenden schmeichelnden Schallwellen williges Gehör

— zehn Prozent Zinsen jährlich zu erzielen, dann kann ich meine Hoffnungen begraben und die Verlobung mit meiner gänzlich mittellosen Lucie auflösen, denn daß ich dann überhaupt eine Apotheke kaufen kann, ist ausgeschlossen, und als ewiger Provisor alt und grau zu werden, das ist für einen Junggesellen vielleicht noch erträglich, für einen Ehemann aber keineswegs. Ach, ich habe Pech.

„Ich möchte am liebsten sterben,
So Gott der Herr das will;
Oder noch lieber erben,
Und wär's auch noch so viel.“

„Wirst du auch, lieber Junge, wirst du auch,“ ließ sich da der Brummbach des Redakteurs Adolf Buttervogel vernehmen; „du teilstest mir bereits früher mit, daß der Leibrentenvertrag am 1. Mai in Kraft treten soll, heute haben wir den 25. März, die Tante ist eine Abonnentin des von mir herausgegebenen Blattes, wenn der Erste des Monats April vorüber ist, werden auch deine



Das Ministerium des Innern.



Das Abgeordnetenhaus.



Das Regierungsgebäude.



Das Athenäum.

Ansichten von Bukarest. (Leipziger Presse-Büro.)

gegeben hatte, schien das für Eduard traurige Ereignis in die nächste Nähe gerückt und das Damoklesschwert schwebte über dem Haupt des Enterbten an dem bekannten Fädchen.

2.

„Sonne und Luft und Essen und Trinken und Liebe und Schlaf. Wenn ihr nicht werdet wie die Tiere, werdet ihr nimmer das Glück schauen,“ bozierte am Stammtisch des Restaurant „Zum Luxusbauch“ der immerwährende, fünfundsiebzehnjährige Studiosus Krebsmaier, der deshalb ewig Student blieb, weil ihm eine bessere, gewesene Tante ein Legat von jährlich dreitausend Mark ausgesetzt hatte, freilich nur ebenso lange, als er Student sein würde.

„Ja, du hast wirklich gut reden, Archibald,“ fiel Eduard Leberfrost in das Gespräch ein, „deine Tante und meine Tante, das sind zwei verschiedene Probleme. Ich jährlich eine Rente wie du besitzt, für die er sich nicht zu quälen braucht, kann allerdings lachen, aber meine Tante, deren Vermögen nach ihrem Tode mir als allmählichen Reffen zufallen soll, ist plötzlich anderen Sinnes geworden, das Schenkal will ihr bestes Teil schon in den nächsten Wochen auf Leibrente geben, statt um der bisherigen vier Prozent

Schmerzen vorüber sein, ich garantier' dir das, verlaß dich darauf, und für heute lebe wohl.“

3.

„Winterstürme weichen dem Bonnemond“, der freilich vorläufig noch nicht da war, sondern erst seinen Adjutanten, den fleghaften April, geschickt hatte. Man schrieb den 1. 4. 1913; Tante Camilla, im behaglichen Erkerstübchen, die konvexe großmütterliche Hornbrille auf der Nase, studierte eifrig ihr Leiborgan, den „Boten für Stadt und Land“, als ihr Blick auf einen Artikel fiel, der ihr lebhaftes Interesse erregte. „Die Leibrente“ von Dr. Adolf Buttervogel, betitelte sich der Artikel, der ungefähr folgende Ausführungen enthielt:

„Von der Wiege bis zur Bahre, besser noch nach modernen Begriffen: von der Brutanstalt bis zum Krematorium hat wohl jeder Mensch, namentlich der im reiferen Lebensalter stehende, den Wunsch, möglichst sorgenlos zu leben. Bei den gegenwärtigen schlechten Verhältnissen des Geldmarktes gewährt eine Leibrente einen höheren Zinsgenuß als ein vielleicht unsicher angelegtes Papier, aber wer sein ganzes Vermögen mit Verlust des Eingezahlten gibt, sollte doch wissen, daß es viele Dinge auf Erden gibt,



Die bulgarischen und türkischen Führer in der Dobrudscha:

General Hilmi Pascha, der Führer der Türken, und General Tolschoff, der Oberkommandierende der bulgarischen Truppen auf ihrem Gefechtsstand. — Phot. W. Braemer.



Oberleutnant Steinhilber, der erfolgreiche U-Bootskommandant. (Mit Text.)

die nie so recht aufgeklärt werden; mir, dem kühlen Beobachter, ist schon oft aufgefallen, daß Leibrentner sich selten einer langen

sicher und behaglich fühlen, sondern sich wie ein von Jägern gehegtes Treibwild vorkommen."

Fräulein Camilla Thè hatte sich orientiert. Nach einigen Minuten tiefen Schweigens, vergleichbar der Ruhe vor dem Sturm, schrie sie hysterisch auf: "Nie und nimmer mehr gebe ich mein Geld auf Leibrente." Unter tonvulsivem Schluchzen sprach sie zur erschreckt herbeieilenden Jose: "Marie, wenn der Agent der „Lebenslust“ vorspricht, weisen Sie ihn ab, sagen Sie ihm, ich bedürfe seiner Vermittlung nicht mehr, ich hätte meine Dispositionen geändert."



Carl I., Kaiser von Österreich, Carl IV., König von Ungarn, mit der Kaiserin Zita. (Mit Text.)

Lebensdauer erfreuen. Von der Auszahlung des Kapitals ab ist das Geschäftsinteresse der Gesellschaft erloschen, jeder Beitrag, den sie eventuell noch viele Jahre auszahlen muß, ist ein Verlust für die Gesellschaft, deren Wunsch es natürlich sein muß, das Leben der bei ihr Versicherten möglichst zu verkürzen. Daß dies nicht offenkundig geschehen darf, ist klar, darum munkelt man, daß die Leibrenten-Gesellschaften geheime Detektive, bestochene Ärzte, gedungene Giftmörder besolden, die den Versicherten auf irgend eine Weise, vielleicht wenn sie sich auf einer Reise befinden, ein schleichendes Gift beibringen, oder sie besolden gewissenlose Ärzte, Heilkundige, die den Patienten falsch behandeln, oder wie ganz zufällig wird der oder die Versicherte von einem Auto überfahren, oder aus einem Automobil herausgeschleudert, kurzum, der Todesarten



Generalleutnant von Morgen. (Mit Text.)

sind viele. Der Verfasser dieser Zeilen würde niemals diese Torheit begehen, sein Vermögen auf Leibrente zu geben, denn er würde sich keinen Augenblick mehr

Auch der Staatsanwalt Dr. Weitbrecht war Stammgast im „Lurusbauch“, der heute, am 1. Mai, ein ganz besonders festliches Gepräge zeigte, Sonnengold draußen, Sonnengold in der Seele und Sonnengold im Glase, denn Eduard Leberfrost hatte mit den edelsten Weinen nicht gespart, hatte doch sein Freund Buttervogel das schier Unmögliche fertig gebracht. Dr. Weitbrecht klopfte an sein Glas und sprach: „Lieber Buttervogel, leider sind bei der Staatsanwaltschaft drei Strafanträge



Generalleutnant Philipp von Hellingrath, der neue hessische Kriegsminister. (Mit Text.)



Die Törzburg am Eingang des Törzburger Passes,

der von Kronstadt nach Campulung führt. Paß und Burg waren zu Beginn unseres Vornarschees gegen Rumänien der Schauplatz erster Kämpfe.

gegen dich eingelaufen, wegen Beleidigung, Geschäftsschädigung und Verleumdung der Ärzte, der öffentlichen Automobilchauffeure und der Vereinigung der Leibrentenanstalten, die Staatsanwaltschaft hat sie aber, als objektivste Behörde der Welt, sämtlich abgelehnt, mit der Begründung, daß der Artikel „Leibrente“ im „Boten für Stadt und Land“ lediglich als Aprilscherz anzusehen sei und nicht gegen die guten Sitten verstoße, du bist also freigesprochen.“

Jubelnder Beifall ertlang, und dann erhob sich Eduard Leberfrost und schritt auf Buttervogel zu, „und in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerzen und Freude“. Und dann klopfte der Provisor Leberfrost an sein Glas und sprach halb launig und halb feierlich: „Liebster Buttervogel, viele Worte zu machen ist nicht meine Sache, aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich dich als Begründer meiner Zukunft und meines Lebensglücks preise. Tante Thä, die ihr Vermögen infolge des famosen Artikels „Die Leibrente“, den sie ebenso wie die Leute, die Strafantrag gestellt haben, für völlig ernst genommen hat, nicht auf Leibrente geben will, hat mir den Vorschlag gemacht, daß ich ihr Kapital statt der Leibrente mit zehn Prozent verzinsse. Das kann ich sehr wohl, denn gestern habe ich die erbetene Konzession für die neue Apotheke erhalten, und im Herbst kann ich meine Lucie heiraten. — Nun noch einmal meinen und meiner Braut allerherzlichsten Dank und sei versichert, daß du kein Journalist bist, der seinen Beruf verfehlt hat, ganz im Gegenteil, du bist ein mächtiger Zauberer. Nur daß deine Zauberei kein Märchen, sondern gesunde frische Wirklichkeit und daß ich stets gern an die Macht deines Zaubers glauben werde, der genannt wird — die Macht der Presse.“

Onkel Hans.

Von Waldemar Schilling.

(Nachdruck verb.)

Der Bahnmeister Schwiedel kam vom Dienste nach Hause. Noch hatte er nicht die schweren Stiefel von den Füßen, da fiel ihm sein junges Weib um den Hals: „Du, Otto! Hör' mal bloß! In der Küche, da hängt er. Ein Wurststiel! Nein, der alte Onkel! Wer hätte das von ihm erwartet? Solchen feisten Hasen! Na? Was sagst du nun?“

Mit einem Strumpf und einem Stiefel stand Otto sprachlos da: „Von Onkel Hans? Ein Hase, sagst du? Weshalb soll er denn aber ausgerechnet von Onkel Hans sein?“

„Na, du ungläubiger Thomas! Da hängt doch ein Zettel dran: „D. H. Guten Appetit!“ Überzeuge dich selbst!“

Otto stürmte nach der Küche. Wichtig! Da hing der Löffelträger. Und der Zettel? Auch der Zettel!

Na, der Onkel! Und wie hatte er sich immer gegen ihre Heirat gesperrt. Ihm genügt so'n armer Beamter mit seinem Hungergehalte nicht! Seine Nichte Emma hätte bei ihrem anerkannten Liebreiz seiner Meinung nach höhere Ansprüche stellen können. „Aber natürlich wieder die blanken Knöpfe“, hatte er gesagt.

Na, dann war ja nun alles gut. Aber offenbar wollte der Onkel nicht genannt sein. Also dann still! Aber nett war's doch von dem Alten. Famoser Braten morgen zum Sonntag! —

Eine Woche später, am Samstag! Frau Emma ist allein zu Hause. Es klingelt. Ein Bauernjunge mit verschmiertem Lachen am den breiten Mund. Was hatte er nur?

Wieder von „D. H.“! Diesmal aber fallen Frau Emma eine Anzahl fettglänzender Würste entgegen. Wieder vom Onkel!

Darüber kommt der Bahnmeister heim. Nein, diese delikate Trüffelleberwurst! Die nämliche Sorte, wie neulich im Schützenhause beim Kaiseressen. Damals, als ihm dieser Russe, der Hattschiloff, gegenüber saß. Auch der lobte die feine, fette Trüffelleberwurst und meinte, etwas besser als die vielverufenen Talglichter in seiner Heimat schmeckte sie doch! —

Frau Emma strahlte. War doch eine schöne Beihilfe für ihre stets so knapp bemessene Wirtschaftskasse.

Wieder acht Tage später. Wiederum ein Päckchen. Wieder von „D. H.“! Nein, dieser Onkel! Diesmal war's ein prachtvoller, feister Fasan. Ein herzlicher Dankbrief ging an Onkel Hans.

Und nun so alle Samstage! Jeder brachte seine Überraschung. Und immer alles mit großer Aufmerksamkeit ausgewählt.

Schließlich hatte sich Frau Emma so an die Sendungen gewöhnt, daß sie ihr geradezu gefehlt haben würden, wenn sie einmal ausgeblieben wären. Aber genau zwölf Uhr mittags war jeden Samstag der Bote da. —

Schon auf dem Wege zum Bahnhofe kam dem Bahnmeister der Kottenführer entgegengeläufen: „Herr Bahnmeister! Na, das ist ein schöner Schund! Von dem Russen! Lasse nun, wie Sie's gestern mir befohlen, alle Steine umsetzen und ausfortieren. Naum die Hälfte ist brauchbar. Und der Hattschiloff? Der ist gerade da. Der schimpft wie'n Rohrspatz.“

Eine Unmutsfalte trat auf des Bahnmeisters Stirn: „Ja, ja! Da haben wir's. Schöner Ärger mit dem Menschen. Mault wohl

an russische Behörden zu liefern? Überhaupt recht unsympathisch. Neulich beim Kaiseressen. Sollte durchaus seinen Sekt mittrinken.“

Jetzt sah er den Russen. „Guten Morgen, Herr Hattschiloff! Na, wie geht's mit der Lieferung? Zehntausend Kubikmeter! Ein großes Quantum! Werden Sie's schaffen?“

Der Russe lachte vor Erregung. Mäh! er rang nach Atem. Ihm die Hälfte seiner Steine zurückzuweisen! Na, noch schöner!

„Herr Bahnmeister! Nun bitte 'mal das Material anzusehen, das Ihr — nun ich will nichts gesagt haben — das Ihr Kottenführer mir hat ausmerzen lassen. Aber das gibt's nicht! Beantworte Schiedsrichter! Überhaupt, wir kennen uns doch? Ich soll wohl noch weiter mit der Wurst nach der Speckseite schmeißen? Und der Sped? Aber endlich muß er mir doch zusallen. Reinen Sie nicht auch, Herr Bahnmeister?“

Der verstand den Mann nicht. Was faßte er da von Würsten?

„Herr Hattschiloff, bitte deutlicher! Sie sind mir einfach unverständlich. Was wollen Sie nur mit Ihren Reden?“

„Ah so, Herr Bahnmeister! Deutlicher? Machen wir! Na denn bis morgen. Abirgens werden Sie's bei sich zu Hause ja finden.“ —

Frau Emma hielt ihrem Otto ein zierliches Briefchen hin. Wäre soeben für ihn abgegeben.

Unschlüssig hält der Bahnmeister's in seiner Hand. Er weiß nicht. Er hat das unfähig pressende Gefühl: Mit diesem Briefe will man dir an deine Ehre! — Er öffnet den Umschlag. Ein winziger Zettel flattert ihm daraus entgegen. Darauf steht nichts als „D. H.“ und dabei ein „blauer Lappen“: 100 Mark. —

Da wird er ganz bleich und schredensblau. Seine Emma versteht's nicht. Warum soll der alte Onkel sie nicht auch mal mit einem kleinen Geldebtrag erfreuen? Heute ist doch Samstag! Was nur ihr Otto hat?

Ein zitterndes Entsetzen hatte den Mann gepackt. In seinen Augen steht Zorn und Scham. Das ihm? Verzweifelt schlägt er die Hände vors Gesicht. Er bricht auf dem Stuhle zusammen. Die Türe geht. Er hört's nicht. Da ist wieder der verschmiert lachende Bursche. Aber heute steht Frechheit und Spott in seinem Gesicht.

Nun zieht er unter dem Wams einen Hasen vor. Sein Lachen wird zum frechen Grinsen: „Da! Heute gib's noch einen!“ — Ein zweiter Hase folgt dem ersten. An jedem hängt der geheimnisvolle Zettel mit: „D. H.“

Da ist des Bahnmeisters Geduld zu Ende. Wild springt er auf. Ein Aufschreien! Ein Ruck! Der Bengel fliegt zur Türe raus. Die beiden Hasen hinterher: „Dieser Schuft!“

Dann rafft Otto den Geldschein, greift nach seiner Mütze. Er weiß es nun, wo alle die Hasen und Würste und nun heute sogar der Hundertmarkschein her sind! — „D. H.“! Das kann wohl heißen: „Onkel Hans“ — aber auch „Orlow Hattschiloff“!!

Und alle die vielen Samstage hat sich seine Frau Emma dieser — Liebesgaben erfreut! In Dankbarkeit haben sie beim Essen des gütigen Gebers gedacht — und nun? —

Nun hatte dieser Schuft von Hattschiloff sich erfreut, ihm, dem königlichen Beamten, das zu bieten! Er sollte dann bei der Steinabnahme wohl ein Auge zudrücken.

Und er? Erniedrigt, wie ein Soldat zweiter Klasse, kam er sich vor, daß jemand ihn dazu für fähig halten konnte, wenn's auch nur dieser — Hattschiloff war! —

Eine halbe Stunde später stand Bahnmeister Schwiedel vor seinem Vorgesetzten.

Der zerknitterte Hundertmarkschein zitterte in seiner Hand. Bleich, bebend vor innerer Erregung, trug er die Sache vor. Der Regierungsrat unterbrach den Bericht mit keiner Silbe.

Dann glitt ein kleines Lachen über sein joviales Gesicht: „Na, Herr Schwiedel! Dann geben Sie 'mal Ihre hundert Emmen her! Gut, daß Sie's sofort gebracht haben. Und nun, zur Beruhigung Ihres klopfenden Gewissens: Hier, was ist das? Sehen Sie hier den braunen Lappen? Tausend Mark! Den erhielt ich heute früh — auch mit dem ominösen „D. H.“ Und ich habe nicht mal einen Onkel Hans! — Natürlich ist's beidemal derselbe Schuft! Dieser Hattschiloff setzt wohl bei deutschen Beamten — russische Gepflogenheiten voraus? — Nun! So ein paar Jährchen schwedische Gardinen werden wohl für ihn dabei herauskommen. Versuchte Beamtenbestechung! — Und seine gelieferten Steine, die kann er nur getrost wieder abfahren. Und die elshundert Mark hier, die verfallen natürlich der Staatskasse!“

Die Kriegsgefangenen.

W o l t e: „Kriegsgefangene und weber Unterdrückungs- noch Strafgefangene.“
F e l l z D a n n, Kriegsrecht.

Das moderne Recht des Kriegsgefangenen — denn von einem solchen dürfen wir trotz der skandalösen, völlerrechtswidrigen Behandlung der deutschen Gefangenen in England, Frankreich

und Rußland noch reden — ist auf Friedrich den Großen, den Befreier der Bauern von der Hörigkeit, zurückzuführen. Der große König, der noch im siebenjährigen Krieg aus der Not eine Tugend machte und nach mittelalterlichem Kriegsbrauche die „gefangenen Kerls“ zur Füllung stark gelichteter Reihen in die eigenen Truppen steckte, legte in dem von ihm mit Franklin 1785 abgeschlossenen „Freundschaftsvertrage zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika“ die Grundbestimmungen über die Kriegsgefangenschaft fest.

Diese Bestimmungen entsprechen ganz dem humanen Geist des neuen Kriegsrechts und traten der bisherigen Auffassung entgegen, die „Gefangene entweder als ein Mittel betrachtete, Lösegeld zu erpressen, oder geradezu als Gegenstand der persönlichen Rache verbrauchte“. Obschon noch im Jahre 1794 der französische Nationalkonvent seinen Generalen anbefahl, alle Gefangenen über die Klinge springen zu lassen und Napoleon I. die Gefangenen vom Schiffschen und Lägerwägen: Freikorps als Banditen behandeln ließ, rang sich doch der neuzeitliche Gedanke über die Rechte der Kriegsgefangenen durch. Jedenfalls war Friedrich der Große der erste Feldherr, der für eine soldatenmäßige Behandlung der Kriegsgefangenen eintrat.

Das moderne Kriegsrecht leitet der Grundsatz, „dem Feinde nur so viel Schaden zuzufügen, wie der Zweck des Krieges und die militärische Notwendigkeit verlangen“, und das heilige Gesetz der Menschlichkeit, „daß im Kriege sich nur die Staaten, nicht die Privaten als Feinde gegeneinander übersehen“. Am herrlichsten faßte Kaiser Wilhelm I. die Humanität der modernen Kriegsführung in den ewig denkwürdigen Worten seiner Proklamation vom 11. August 1870 zusammen: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern. Diese werden deshalb fortfahren, die Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu genießen, solange sie nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen mir das Recht nehmen, ihnen meinen Schutz zu gewähren!“

Geschichtlich steht dagegen fest, daß England fast sämtlichen Abmachungen seit 1864 und 1868, die der Ausgestaltung des Völkerrechts im Sinne der Genfer Konvention und der Beschlüsse und Petersburger Deklarationen förderlich waren, in kniffligster, zweideutigster Weise den Kern zu nehmen wußte.

Diese Hinterhältigkeit zeichnet England, wie in allen Angelegenheiten des Völkerrechts, so auch in unserer Frage aus. Während die deutschen Bundesstaaten, Österreich, Rußland und Frankreich durch Kriegsgesetze usw. schon in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kriegsgefangenschaft in „einen Anspruch des Wehrlosen“, zu einem „Recht, ähnlich der Stellung der Verwundeten und Kranken“ im Sinne der Genfer Konvention ausgestalteten, beteiligte sich England an allen diesen Bestrebungen nur in der scheinheiligen Absicht, die geschlossenen Verträge im Ernstfall zu umgehen. Im Gegensatz zu dem römischen Grundsatz: „Auch dem Feind soll man Wort und Treue halten“, erklärte es das Völkerrecht für kein „eigentliches Recht“ und behandelte zum Beispiel die gefangenen Buren danach. Frankreich zeigte sich nicht anders, und zwar schon 1870 mit solcher Unversöhnlichkeit, daß sich Bismarck wiederholt nicht nur über den Gebrauch von Gewehrsprenngeschossen, sondern auch über die unmenschlich harte Behandlung von Gefangenen, selbst verwundeten und kranken, beschweren mußte.

Zum bessern Verständnis unserer Ausführungen lassen wir hier in aller Kürze die Bestimmungen der Haager Konferenz folgen:

Die Kriegsgefangenen stehen unter der Gewalt der feindlichen Regierung... Sie sollen mit Menschlichkeit behandelt werden... Alles, was ihnen persönlich gehört, verbleibt ihr Eigentum... Sie dürfen nicht eingesperrt werden... Den Kriegsgefangenen kann gestattet werden, Arbeiten für öffentliche Verwaltungen oder für Privatpersonen oder für ihre eigene Rechnung auszuführen... Werden die Arbeiten für Rechnung öffentlicher Verwaltungen oder Privatpersonen ausgeführt, so werden die Bedingungen im Einverständnis mit der Militärbehörde festgestellt. Der Verdienst der Kriegsgefangenen soll zur Besserung ihrer Lage verwendet und der Überschuß nach Abzug der Unterhaltungskosten ihnen bei der Freilassung ausbezahlt werden... Die Regierung, in deren Gewalt sich die Kriegsgefangenen befinden, hat für ihren Unterhalt zu sorgen... Sie sind ebenso zu behandeln, wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen genommen hat... Kriegsgefangene, die nach gelungener Flucht wieder eingefangen

werden, können für die frühere Flucht nicht bestraft werden... Jeder Kriegsgefangene ist verpflichtet, auf Befragen seinen wahren Namen und Dienstgrad anzugeben; handelt er gegen diese Vorschrift, so können ihm die Vergünstigungen, die den Kriegsgefangenen seiner Klasse zustehen, entzogen werden.

Wir hatten 1870/71 fast 400 000 französische Gefangene, deren humane Behandlung in Frankreich selbst gerühmt worden ist. Wir haben den französischen Gefangenen nach dem Grundsatz „Arbeit ist aus sanitären Gründen nötig und bewahrt vor Ausschreitungen“ ihnen Arbeit zum Zweck des Nebenverdienstes verschafft, aber bestimmungsgemäß dabei beachtet, daß sie nicht hart und erniedrigend sei, daß sie nicht zu den Kriegsunternehmungen zähle usw. Wir haben unsere Kriegsgefangenen zur Entearbeit herangezogen oder bei Handwerkern und bei Kaufleuten beschäftigt, um ihnen ein Taschengeld zu verschaffen, was von ihnen wie es im Generalsstabsbericht darüber heißt, dankbar begrüßt worden ist.

Verzierbild.



Wo ist der Holskeller?

Wie man dagegen unsere gefangenen Offiziere und Soldaten in Frankreich behandelte, geht aus der Nowendigkeit der amtlichen deutschen Beschwerde hervor.

Und heute steht die Kulturwelt wieder vor der erschütternden Tatsache, daß England, Frankreich und Rußland nicht einmal die kleinsten Rechte des deutschen Feldsoldaten achten. Man verweigert uns nicht nur den völkerrechtlich gewährleisteten Schutz des Kriegsgefangenen, sondern sogar das alte Recht selbst des mittelalterlichen Landsknechtes, wonach „die Tötung oder Verwundung eines die Waffen stecenden wehrlosen Feindes, der sich auf Gnade oder Ungnade ergibt“, streng verboten war.

Wenn sogar der amerikanische Botschafter in Berlin amtlich feststellen mußte, daß Deutschland zuerst der englischen Regierung angeboten hat, allen britischen Staatsangehörigen über 45 Jahren die Abreise zu gestatten in Erwidierung eines gleichen Verfahrens auf Seiten Großbritanniens, und daß Großbritannien abgelehnt hat, dann müssen wir uns doch sagen, daß jedes Völkerrecht aufgehört hat zu bestehen, und daß zum energischen Schutz unserer Truppen im Felde und in der Gefangenschaft die sehr ernste Frage an uns herangetreten ist, ob solcher Kriegsführung gegenüber nicht alle Rücksichten zu schwinden haben.

Wilhelm Fischer.

Wo ist sein Grab?

In freundliches Stübchen, gar heimlich und traut,
So hell und so wohllich erwärmt, —
Dortinnen ein trauerndes, junges Weib,
Die Wangen blaß und verhärmt. —
Die Hände verschlungen, — das Herz so schwer,
Schaut still es mit innigem Blick
Auf ein Bild, — ein blumengeschmücktes Bild —
Und denkt an entchwundenes Glück.
An harmonisches Glück, das wunschlos schön,
Als der Gatte gezogen ins Feld,
Und sich in den Dienst des Vaterlands
Mit heil'ger Begeisterung gestellt. ...
Nicht lange, da fiel er in heißer Schlacht,
Er, den sie ihr alles genannt ...
Der Teure, mit dem sie so innig und fest
Die treueste Liebe verband ...

„Auf dem Felde der Ehre gefallen als Held ...“
Doch sein Grab — wo fand er sein Grab? —
Den Ort, — man hat ihn ihr nicht genannt,
Als man obige Kunde ihr gab. —
Sie küßt sein Bild, — küßt sein eisernes Kreuz,
Von quälender Sehnsucht erfüllt ...
Wie kehrt er wieder, — was von ihm ihr blieb,
Ist dies beide — sein Kreuz und sein Bild ...
Wo find' ich sein Grab? ... Sie fragt sich's nicht mehr,
Weil niemals sie Antwort vernimmt,
Gott hat ihn zum Kronenträger gemacht,
Dies eine, — das weiß sie bestimmt!

Pommalsch.

Martha Grundmann.

Unsere Bilder

Obertenant Steinbrink, der erfolgreiche U-Bootkommandant, der mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet wurde, kehrte nach außerordentlich ergebnisreicher Fahrt in die Heimat zurück. Nicht weniger als 22

Fahrzeuge mit zusammen 14000 Tonnen sind seinem Tauchboot zum Opfer gefallen, darunter 11 nach Frankreich und Italien bestimmte Kohlendampfer.

Kaiserin Rita, Kaiser von Österreich, Carl IV., König von Ungarn, mit der Kaiserin Rita. Als Nachfolger Kaiser Franz Joseph hat sein Großneste Carl Franz Joseph den Thron der Habsburger bestiegen. Kaiser Carl Franz Joseph wurde am 17. August 1887 als Sohn des Erzherzogs Otto, eines jüngeren Bruders des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Josepha, geborenen Prinzessin von Sachsen, einer Schwester des Königs August von Sachsen, geboren. Die militärische Laufbahn des jungen Erzherzogs wurde durch einen zweijährigen staats- und rechtswissenschaftlichen Lehrgang an der Universität Prag unterbrochen. Nach Vollenbung dieser Studien trat Erzherzog Carl Franz Joseph 1908 in die Armee zurück. Bei Ausbruch des Krieges war der Erzherzog Oberst im Infanterieregiment Nr. 1. Seine Feuertaufe erhielt er am 10. September 1914 in dem Ringen um Lemberg. Von Teilnehmern an jenen Kämpfen wird die kaltblütige Unerklichkeit des Erzherzogs gerühmt. Als Oberbefehlshaber der Sommeroffensive gegen Italien und später der österreichisch-ungarischen Truppen an der Ostfront hat der junge Kaiser schon vor seiner Thronbesteigung reichen Vorber geerntet. Seit dem 21. Oktober 1911 ist Kaiser Carl Franz Joseph mit der Prinzessin Rita von Bourbon-Parma vermählt. Kaiserin Rita von Österreich, geboren in der Villa Pianore am 9. Mai 1892, ist eine Tochter aus der Ehe des in Schloß Schwarzau am Steinfelde residierenden verstorbenen Herzogs Robert von Parma und seiner zweiten Gemahlin, der Herzogin Maria Antonia, geborenen Prinzessin von Braganza, Infantin von Portugal. Das junge Herrscherpaar hat vier Kinder: Erzherzog Franz Joseph Otto, geboren den 30. November 1912, Erzherzogin Adelheid, geboren am 3. Januar 1914, Erzherzog Robert, geboren am 8. Februar 1915, und einen dritten Sohn, der am 1. Juni 1916 geboren ist.

Generalleutnant Philipp v. Hellingrath, der neue bayrische Kriegsminister, gehörte während seiner ganzen Laufbahn der Kavallerie an, wurde 1914 zum Generalleutnant befördert und führte im Krieg als ein überaus tapferer Offizier eine Kavalleriedivision. Das Eisenerz Kreuz 1. Klasse und der Max-Josephs-Orden, die höchste bayerische militärische Auszeichnung, wurden ihm zuteil.

Generalleutnant v. Morgen, der Führer der siegreichen Heeresgruppe, die in den ersten Tagen des Dezember nach harten Kämpfen über Campulung vorbrach und im Verein mit den Heeresgruppen der Generalleutnants Krafft v. Delmeningen, Kuehne und Schmidt v. Knobelsdorf die Vereinigung der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zwischen Gebirge und Donau vollzog. Diese Vereinigung war ein Vorbote des Sieges am Argesfluß, dem die Einnahme von Bukarest und Bloesti folgte.

Einer der englischen Panzerkraftwagen, sog. Tanks. Die an der Sommerfront verchiedenst in die Kämpfe eingriffen; sie vermochten jedoch die großen Hoffnungen, die unsere Gegner auf ihr Eingreifen gesetzt hatten, nicht zu rechtfertigen, vielmehr wurde eine Anzahl dieser Kraftwagen von unserer Artillerie zusammengebrochen oder von der Infanterie erbeutet. Die schwerfälligen, stark gepanzerten Wagen sind mit zwei Geschützen, mit Maschinengewehren und einem geschützten Beobachtungsstand versehen. Nach ihrem völligen Verlegen an der Sommerfront wurde ein Teil der Panzerwagen an die Rumänen verkauft, die sie in der Dobrudscha mit demselben Erfolg einsetzten, wie die Engländer an der Somme.

Allerlei

Beim Antiquitätenhändler. Dame: „Ach, welch reizender Krug! Er ist doch antik, nicht wahr?“ Händler: „Nein, meine Grädige, er ist modern.“ Dame: „Wie schade! Er ist ja so hübsch!“

Boshafte Bemerkung. Humorist und Satiriker Savhir kam einst auf einem Ausfluge in einen kleinen Ort, nicht weit von Wien gelegen. Dort bestellte er sich in einer Gastwirtschaft eine Flasche Landwein, der ihm aber durchaus nicht behagte, weil er über Gebühr sauer war. Savhir hat kaum die Hälfte, wenn auch mit Widerstreben, geleert, da naht sich ihm der Wirt und begrüßt ihn, indem er sein Köppchen zieht. — „Wissen Sie,“ spricht jetzt plötzlich der Satiriker, „ich wollte Ihnen eigentlich dreißig Kreuzer abziehen, will aber davon absehen.“ — „Wieso?“ fragt neugierig der Wirt. — „Weil ich einsehe, daß Sie bei Ihrem Wein das Geld sauer verdienen müssen.“ R.

Deutsche Vornamen! Daß die bei uns gebräuchlichen Vornamen zum Teil fremder Herkunft sind, dürfte bekannt sein. Wir haben sie hauptsächlich aus dem Griechischen, Lateinischen und Hebräischen übernommen, wie: B. Georg, August, Johannes, Dorothea, Maria, Magdalene. In früheren Jahrzehnten wählte man die Namen fremden Ursprungs drei- und viermal

so häufig als die deutschen. Nach dem Kriege 1870/71 schuf darin das Erstarken des deutschen Nationalbewußtseins allmählich Wandel, so daß heute das Verhältnis fast umgekehrt ist. Die jetzige Zeit wird das Vordringen der deutschen Namen zweifellos noch begünstigen und aus dem Schape unserer schönen alten Rufnamen manchen bisher viel zu wenig gebrauchten wieder aufleben lassen. Wir nennen von solchen nur: Altmann, Arnulf, Arwed, Balduin, Dantmar, Edhard, Gilhard, Holtkam, Juko, Giesbert, Harald, Karlmann, Kunz, Luthard, Manfred, Reinhard, Sebalb, Wendelin; — Berthilde, Ermelinde, Fredegunde, Hilburg, Hiltrud, Inge, Klotilde; Kunigunde, Rechlilde, Siegelinde, Walburga, Wiltud, Wolschilde. P. S.

Gemeinnütziges

Das Zedckenbleiben der Hyazinthen beim Treiben ist nicht allein die Folge einer mangelhaften Durchwurzelung, sondern auch ungenügenden Gießens. Gleichmäßiges Feuchthalten sichert einen schönen Flor.

Zulpenzwiebeln, die bis November noch nicht eingepflanzt sind, eignen sich nicht zu strenger Treiber. Sie würden wegen mangelhafter Durchwurzelung nur schwache Blüten treiben, die kurz im Laube stehen. Man muß solche Zwiebeln kühl stellen und sie erst im März zum Blühen bringen.

Wollstaub, wollene Lumpen und Lederabfälle enthalten etwa 5—7 Prozent Stickstoff und können als Dünger verwendet werden. Da sie sich langsam zerlegen, bewahren sie sich am vorteilhaftesten bei andauernden Gewächsen.

Am feuchten Getreide zu trocknen, mische man ein Häufel bis ein Sechstel seines Gewichtes ungelöschten, gemahlenen Kalk oder Torfpulver darunter und schütte es 12—15 Zentimeter hoch auf. Die Feuchtigkeit wird teils aufgesogen, teils verdunstet sie.

Torfmulch im Hühnerst wird mit Holzasche, seinem Schwefel und Insektenpulver vermischt, wenn es ungezeffert bleiben soll. Solcher Mulch kann für Brut- und Legenester verwendet werden.

Auf Flaschen gefüllter Wein muß in trockenen Kellern aufbewahrt werden, in welche der Frost nicht eindringen kann. Beim Gefrieren des Weines werden die Flaschen zerplatzt, und bei Einwirkung geringerer Kälte findet eine Auscheidung von Weinstein statt. Wichtig ist, daß nur klarer Wein auf Flaschen gefüllt wird. Um sich von der Klarheit zu überzeugen, füllt man ein dünnes Glas mit dem Wein und betrachtet es in einem dunklen Raume, indem man ein Licht dahinter hält. Nur wenn der Wein bei dieser Prüfung völlig glanzhell erscheint, darf er auf Flaschen gefüllt werden.

Quadraträtsel.

A	D	E	E	E
I	I	I	L	E
M	M	N	O	O
O	O	O	S	S
S	S	S	V	Z

Bilderrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagrechtsten Reihen bezeichnen: 1) Einen inoffiziellen König auf Arica; 2) Eine Cl. Frucht; 3) Einen deutschen Dichter, Bestgenossen Goethes; 4) Den historischen Namen für Heinrich; 5) Eine wegen ihrer Ländhaftigkeit bekannte altbayerische Stadt. — Die erste und letzte senkrechte Reihe ergibt von oben nach unten, bzw. von unten nach oben gelesen dasselbe Wort.

Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Visitenkartenrätsels: Stationsvorsteher. — Des Homonyms: Kief.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.